**Lesepredigt zu Hesekiel / Ezechiel 37,1-14**

*„Wenn du Tod sagst, sage ich Leben …“*

(*Der Schrifttext wird nicht vorher gelesen, sondern in die Predigt eingebaut.*)

Wir befinden uns in einer endlosen Wüstenlandschaft. Eine Ebene liegt vor uns, der Boden voller Knochen – menschlicher Knochen. Es müssen hunderte, tausende sein … Wir stehen direkt davor – nein, eigentlich mitten in dieser öden Knochenlandschaft. Was ist hier nur geschehen? Und was wird gleich mit uns geschehen?

Die Szene stammt nicht aus einem aktuellen Horrorfilm, obwohl sie sich ganz gut dafür eignen würde. Sie gehört zum ganz großen Kino der Bibel. In einer der bekanntesten Visionen aus dem Alten Testament wird der Prophet Ezechiel oder Hesekiel in dieses Tal des Todes gestellt. Ein erschreckendes Bild, das aber gar nicht erschrecken, sondern auf die Macht und Größe Gottes hinweisen soll. Ein starkes Bild, das an den großen Tagen des Kirchenjahres in unseren Gottesdiensten gezeichnet, gelesen wird: in der Fastenzeit, in der Osternacht und an Pfingsten.

Hören wir die Vision Ezechiels – sie steht in Kapitel 37, Vers 1-14:

(*Lesung des Schrifttextes*)

Die Lesung der Vision von den Totengebeinen soll uns in Erinnerung rufen, dass Gott lebendig ist und auch für uns das Leben will. In unserem Alltag wird uns immer wieder deutlich, dass es „um Leben und Tod“ geht. Viel zu oft schlägt der Tod unvermittelt zu. Ein Mensch wird mit der Diagnose einer tödlichen Krankheit konfrontiert. Eine berufliche Veränderung stellt uns vor völlig neue Herausforderungen. Eine Beziehung verlangt eine Entscheidung oder zwingt uns, mit der Entscheidung eines anderen zu leben. (*Hier können eigene Beispiele eingefügt werden*.)

Situationen, in denen wir auf unterschiedliche Weise in die Wüste gestellt werden. Leere und Verzweiflung sind alles, was wir empfinden können. Da ist kein Weg sichtbar, keine Zukunft in Aussicht, kein Sinn und kein Leben. Alles, was wir wahrnehmen können, ist Tod. Die Gebeine aus der Vision des Ezechiel sind ein treffendes Bild dafür. Dabei geht es in der Bibelstelle gar nicht in erster Linie um uns als einzelne Menschen – vielmehr um Israel als Volk, das ganz und gar in der Resignation versunken ist – wie gelähmt, erstarrt, tot. Noch im Text selbst wird das Bild von den Totengebeinen auf die Situation Israels im Exil hin gedeutet. Das Volk lebt fern der Heimat – nach der Zerstörung des Tempels und der Stadt Jerusalem gibt es keine Perspektive für sie. Ausgetrocknet sind sie, ohne jede Hoffnung auf ein Morgen, sie leben in dem Gefühl, in der Fremde verloren zu sein – und von Gott verlassen.

Für jede und jeden von uns gab es eine solche Erfahrung vermutlich schon – auf einmal standen wir in der Wüste – an einem Ort, an dem es wirklich „um Leben und Tod“ geht. Und bei den meisten von uns gab es vermutlich die Gewissheit nicht, mit der Ezechiel am Anfang des Textes sagt: „die Hand des Herrn legte sich auf mich“. Der Prophet wird von Gott hinaus geführt – aus dem Alltag, aus den gewohnten Räumen, aus dem Leben hinaus - in eine Ebene, wo Weite und Endlosigkeit für ihn erfahrbar wird. Ganz im Gegensatz dazu stehen die Gebeine für die Endlichkeit des Menschen. Sie sind völlig ausgetrocknet, also „richtig tot“ – da ist jede Hoffnung auf Leben erloschen.

Es scheint zu unserem Leben zu gehören, dass wir manchmal aus dem Normalen herausgerissen werden, und dass dann plötzlich nichts mehr gilt, was uns zuvor Halt gegeben hat. Wir stehen allein und verletzlich vor den Scherben unseres Lebens und vor dem, was längst abgestorben ist in uns. Vor den Leichen, die wir im Keller haben, vor denen wir selbst die Augen verschlossen halten. Sie anzuschauen gehört zum Heilwerden und Leben dazu. Dabei geht es nicht um die Frage, wer „Schuld“ hat – nicht darum, andere oder uns selbst zu verurteilen – nur ums Sehen geht es – und darum, anzunehmen: ja, auch diese toten Gebeine gehören zu mir und zu meinem Weg.

Könnten wir mit Ezechiel darauf vertrauen, dass bei Gott alles möglich ist, sogar ein neues Leben der toten Knochen. Aber die Erfahrung der Wüste bedeutet Leere, Dürre, Nacht – ohne ein Licht, das den Weg weist oder wenigstens ein bisschen Trost spendet. Für das Volk Israel im Exil war ein Licht am Ende des Tunnels wahrscheinlich genauso wenig denkbar – oder ein neues Leben.

Die Vision des Ezechiel zeigt einen Ausweg aus der dunklen Nacht des Todes – keinen, den Menschen aus eigener Kraft gehen könnten, aber einen Ausweg, den Gott schenkt. Der Prophet soll zu den Gebeinen sprechen, und im Namen Gottes fügen sich die Knochen zusammen, dann Sehnen, Fleisch und Haut. Die Totengebeine werden wieder menschlich, aber ihnen fehlt noch das Entscheidende: der „Geist“, der im Text immer wieder genannt wird. Geist, Atem, Hauch, Leben – das ist im Hebräischen nur ein einziger Begriff. Die Auferweckung der Gebeine erinnert an die Schöpfungsgeschichte, in der Gott den Menschen zuerst aus Erde formt und ihm dann seinen Atem einhaucht, damit er lebendig wird. Was da auf die Worte des Propheten hin geschieht, ist nicht von Menschen machbar. Der Atem des neuen Lebens, den Ezechiel in Gottes Namen von den vier Winden herbeiruft, ist allein Gottes Wirken. Mit dem Geist Gottes stehen die Erschlagenen wieder auf oder „auferstehen“ – das wird sprachlich nicht unterschieden. Ein neues Leben – eine neue Schöpfung.

Ezechiel erhält den Auftrag, dem Volk mit dieser Vision neue Hoffnung zu verkünden: in seine verzweifelte Situation hinein soll es Gottes Versprechen hören: „Ich bringe euch zurück in euer Land, ich hole euch aus den Gräbern herauf – ich hauche euch meinen Geist ein – dann werdet ihr lebendig und werdet erkennen, dass ich der Herr bin.“ Gott wiederholt dieses Versprechen noch einmal: ganz gleich, wie hoffnungslos es für euch aussieht, ich werde euch noch aus dem Grab heraufholen und neues Leben schenken.

Was machen wir nun mit dieser Vision vom neuen Leben, die uns an Ostern und Pfingsten Auferstehung quasi alttestamentlich buchstabiert? Was fangen wir damit an, wenn wir im Dunkel unserer Wüstenerfahrungen gefangen sind?

Letztlich geht es in allen Erfahrungen unseres Lebens darum, ob wir annehmen, was ist. Ob wir unsere Vorstellungen und Pläne für Morgen auch beiseite legen können, um das Heute zu leben, das vielleicht ganz anders aussieht, als es uns lieb ist. Es geht darum, ob wir mitten im Dunkeln noch eine Sehnsucht nach dem Licht in uns tragen, weil wir das Licht schon einmal gesehen haben.

Die Sehnsucht ist es, die uns wach hält. Sie lässt uns aufbrechen in ein Morgen, das Heimat, Freiheit, Leben für uns bereithält, wie es Israel sich in den Jahren des Exils vor allem gewünscht hat. Wer die Sehnsucht – selbst in den morschen Knochen – spürt, ist lebendig – „es mag dann Winter sein, aber die Knospen wissen es besser“, so hat es Nikolaus Eichert in einer Predigt formuliert. Sicher ist das Bild des Frühlings nach einem langen Winter schwach gegen das neue Leben aus den toten Gebeinen, aber im Grunde erfahren wir das neue Leben doch genau so in der Natur: wir sehen das Laub fallen, wir trauern um das Jahr, das zu Ende geht, wir wollen den Frühling schon vor Weihnachten blühen sehen, leben auf die Sommerferien zu, weil uns der Alltag nicht so richtig gefällt. Wir schauen auf das Dunkel, auf die Wüste, auf den Tod, und Gott zeigt uns das Leben. Knospen brechen auf, Menschen feiern miteinander, Frieden wird Wirklichkeit – wenigstens ab und zu. An uns liegt es, wohin wir den Blick richten: auf’s Dunkel oder auf das Licht, auf den Tod oder – das Leben. Das ist unsere Entscheidung.

Auferstehung ist möglich – an jedem Tag, nicht nur an Ostern. Auferstehung erfahren wir im Gespräch, dass die Operation gut verlaufen ist. In dem Entschluss, die Kollegin nach dem Tod ihres Mannes zu besuchen, auch wenn ich keine Ahnung habe, was ich ihr sagen soll. In dem Augen-Blick zwischen zwei Menschen, die sich ohne Worte verstehen. Im Gesicht der Nachbarin, die mit einem Kuchen vor der Tür steht, weil ihr Hund ab und zu mal den Tag bei uns verbringt.

(*Hier können eigene Beispiele eingefügt werden*.)

Auferstehung – das meint die Momente im Leben, in denen uns aufscheint, was Leben ist. Für Ezechiel war das eine eher gruselige Vision, die sich zu einer Zukunft voller Hoffnung entwickelte. Für uns kann es jede Begegnung sein, die uns beschenkt, jede Aufgabe, die uns erfüllt, jedes Wort, das in uns ein Licht anzündet, jede Entscheidung für das Leben.

Lothar Zenetti hat in seinem „kleinen Liebeslied“ diese Gedanken von Tod und Leben in moderne Bilder und Worte gefasst:

Aus Traum und Tränen / sind wir gemacht / wenn du trauerst / will ich dich trösten.

Aus Tag und Abend / sind wir gemacht / wenn dir kalt wird / will ich dich wärmen.

Aus Angst und Hoffnung / sind wir gemacht / wenn du Tod sagst / sage ich Leben.

Wenn wir „Tod“ sagen, sagt Gott „Leben“. Wenn Israel „Tod“ sagt, sagt Ezechiel „Leben“ – in Gottes Namen. Wenn jemand uns begegnet und „Tod“ sagt – und seien es wir selber – probieren wir es aus, „Leben“ zu sagen.

Ich wünsche Ihnen und mir, dass uns in diesem Bewusstsein Erfahrungen von Auferstehung und von Leben geschenkt werden – nicht nur an Pfingsten, sondern heute und morgen – und jeden Tag neu. Amen.

(*Pastoralreferentin Annette Schulze, Bistum Speyer*)